

Rafael Bienia

Gerhard Oberlin: Kindheit im elektronischen Zeitalter: Eine Verteidigungsschrift

2016

<https://doi.org/10.17192/ep2016.4.6301>

Veröffentlichungsversion / published version

Rezension / review

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Bienia, Rafael: Gerhard Oberlin: Kindheit im elektronischen Zeitalter: Eine Verteidigungsschrift. In: *MEDIENwissenschaft: Rezensionen | Reviews*, Jg. 33 (2016), Nr. 4. DOI: <https://doi.org/10.17192/ep2016.4.6301>.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Creative Commons - Namensnennung 3.0/ Lizenz zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by/3.0/>

Terms of use:

This document is made available under a creative commons - Attribution 3.0/ License. For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by/3.0/>

Medien und Bildung

Gerhard Oberlin: Kindheit im elektronischen Zeitalter: Eine Verteidigungsschrift

Würzburg: Königshausen & Neumann 2016, 223 S., ISBN 9783826059353, EUR 19,90

Wie kann die heutige Generation die nachkommende unterstützen, kompetent und mündig mit elektronischen Medien umzugehen? Eine wichtige Frage für Kultur- und Medienwissenschaftler_innen, schließlich gehört den heutigen Kindern die (Medien-)Welt von morgen. Gerhard Oberlin präsentiert seine Sicht auf Pädagogik und Medien(in)kompetenz in acht Kapiteln und gibt als Antwort: Kinder zur Mündigkeit erziehen.

Oberlins Ziel ist es, Leser_innen davon zu überzeugen, dass die Herausforderungen der elektronischen Medien nur zu stemmen sind, wenn wir „unsere Jugendlichen empathiefähig, resilient, innovativ und initiativ“ (S.17) machen. Dies sind Kernwerte, die seiner Lehrerfahrung nach der heutigen Jugend fehlen und die es bei der nächsten Generation zu fördern gelte. Es schwingt hier eine wiederkehrende Mahnung mit, die seit Sokrates Generationen von Lehrer_innen stets zum Handeln drängte, wenn neue Medien eingeführt wurden.

Ausgangspunkt im ersten Kapitel ist die These, dass sich eine Unmündigkeit gepaart mit dem Gebrauch elektronischer Medien fatal auf die gegenwärtige Mangelerziehung auswirke (vgl. S.31). Ziel sei es, kompetente

und technikkritische Kinder zu erziehen, denn nur diese könnten sich die oben genannten Kernwerte aneignen. Als Ursprung der ‚Misere‘ nennt Oberlin im zweiten Kapitel das Verhältnis einiger Eltern zu ihren Kindern, das auf Mechanismen beruhe, die den ‚Seelenhaushalt‘ der Eltern ausgleichen. Häufig fällt der Begriff des „narzisstische[n] Affekthunger[s]“ (S.41); im Zusammenhang mit dieser „Kuschelmentalität“ (ebd.) wird auf das umstrittene *Warum unsere Kinder Tyrannen werden* von Michael Winterhoff (Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus, 2008) verwiesen. Dies ist eine der häufigen Stellen, an denen Oberlin Sekundärliteratur heranzieht, wenn sie zu dem zu verteidigenden Weltbild passt. Ein kritischer Umgang mit der behandelten Literatur fehlt aber bis auf wenige Ausnahmen. Im Falle von Winterhoff ist beispielsweise ein naiver Umgang mit Zitaten erkennbar, wurden Winterhoffs Analysen doch von mehreren Kinderpsycholog_innen bereits scharf kritisiert. Umstritten ist etwa der Stellenwert von Gehorsam. Kritiker_innen sagen, dass Kinder statt zu Gehorsam und Disziplin freiheitlich zu Verantwortungsbewusstsein erzogen werden sollen. Oberlin fehlt hier die kritische Distanz gegenüber Winterhoff

als einem Verfechter unmündigen Gehorsams. Zumal Oberlin selbst dafür plädiert, dass junge Menschen verantwortungsvoll und selbstbestimmt mit neuen Medien umgehen sollen.

Im dritten Kapitel definiert Oberlin Kindheit; leider fehlen ähnlich gut ausgearbeitete Definitionen im Rest des Buches. Ärgerlich ist auch, dass das titelgebende Hauptkonzept erst auf Seite 57 erklärt wird. Kapitel 3 stellt die überholte Trennung vom virtuellen und weltlichen Leben als Baustein dieser Verteidigungsschrift vor. Ziel müsse sein, dass Kinder und Jugendliche „im Rahmen des Zumutbaren zu einem aktiven, mit Verantwortung zu betrauenden Mitglied der Gesellschaft“ (S.85) werden. Statt passive oder reaktive Mediennutzer_innen zu werden, sollen sich junge Menschen durch soziale Verantwortung die Kontrolle über elektronische Welten aneignen. Dabei soll, so appelliert Oberlin immer wieder, die Pädagogik helfen. Die hier vorgeschlagene Trennung von ‚real‘ und ‚virtuell‘ ist jedoch eine Konstruktion, die das Erreichen des Zieles von mündigen Kindern verhindert.

Kapitel 4 adressiert Probleme, warum dieses Ziel schwer zu erreichen sei. Es ist ein weiteres Beispiel für überholte Ansätze, die Oberlin übernimmt, obwohl der Posthumanismus und die Aktant-Netzwerk-Theorie bereits Alternativen aufgezeigt haben, keine Trennung zwischen ‚virtuell‘ und ‚real‘ vorzunehmen. Besonders im Kontext von Jugendsozialisation wäre es hilfreich, differenziertere Perspektiven auf Virtualität aufzugreifen, um nicht vor-schnelle Schlüsse zu ziehen.

Oberlin sieht die Menschen „bald in Gesellschaft intelligenter Automaten [...], die nicht nur wie bisher unseren Arbeitsplatz, sondern auch unser Privatleben bestimmen und uns dann täglich in unsere ärmlichen kognitiven Grenzen verweisen“ (S.99). Als bald wird die kulturpessimistische Vorstellung der Frankfurter Schule herangezogen, in der jegliche Produktivität der Rezeption abgesprochen wird. Ergebnisse der aktuellen Forschung, besonders im Bereich der Fan Studies, wären eine fruchtbare Erweiterung dieser Gedanken, zumindest könnten die „nachlassende Imaginationsarbeit“ und „Derealisation“ (S.111) infrage gestellt werden.

Das fünfte Kapitel wiederholt die Thesen von einem sozial aktiven Menschen in Gesellschaft elektronischer Medien, der als Gegenposition zu den von Minderwertigkeitskomplexen gekränkten und dem Narzissmus und Größenwahn zugewandten jungen Menschen steht. Oberlin will die Kindheit im elektronischen Zeitalter verteidigen vor der fatalen Wirkung von „Schonraum-Feng-Shui“, „Ratgeberklinik“ und „Schlaftherapiezentrum“ (S.214), wo Erziehung und Schulpädagogik versagen. Schließlich gehe es nicht darum, den Wünschen oder Ideen der Kinder und Jugendlichen willfährig zu sein, sondern das Schaffen von Räumen zu unterstützen. In diesen sollen mittels neugedachter, aber nicht ausformulierter Initiation Jugendliche zu Bürger_innen werden. Ausgehend von dieser Grundthese wundert es nicht, wenn Oberlin am Ende schreibt: „Menschliche Wärme hat auch wenig

mit ‚Kuscheln‘ zu tun oder Nachgiebigkeit oder Gewährenlassen, sondern mit Vertrauen, Betrauen und Anvertrauen“ (S.215). Dieses einseitige Verständnis spiegelt weniger das Fundament menschlicher Wärme zwischen Eltern und Kindern wider, sondern eher ein Arbeitsverhältnis, das typisch ist für die mobile Angestelltenwelt der Zeitarbeit. In seinem Buch plädiert Oberlin zwar, dass Kinder und Jugendliche sich Medienkompetenz aktiv aneignen sollen, aber dies nur mittels einer Ini-

tiierung durch die ältere Generation erfolgen solle. Problematisch dabei ist das Bild, das Oberlin vom Verhältnis zwischen Kindern und Eltern aufwirft, das sich unreflektiert bei Verfechtern von Disziplinierung bedient, und das durch eine initiatorische Pädagogik behoben werden soll. Wie genau Initiationen durch Pädagog_innen aussehen sollen, bleibt der Interpretation der Leser_innen überlassen.

Rafael Bienia (Aschaffenburg)